

Verbandes der Hausangestellten Deutschlands

(vormals: Monatschrift des Vereins für die Interessen der Hausangestellten, 9. Jahrg.)

Für Mitglieder kostenlos.
Für Nichtmitglieder jährlich 2 Mark.
Erscheint zu Anfang jeden Monats.

Oktober 1909

Redaktion und Expedition:
Ida Baar, Berlin SO. 16, Michaelkirchpl. 1, II.
Redaktionschluss am 22. j. M.

Der freie Arbeitsvertrag in Berlin.

Bereits vor drei Jahren wurde von dem Berliner Verein der von dem sozialdemokratischen Reichstagsabgeordneten Stadthagen aufgesetzte „freie Arbeitsvertrag“ für Hausangestellte propagiert. Die darin aufgestellten Forderungen waren durchaus bescheiden. Zum Abschluß eines solchen Vertrages konnten sich jedoch nur wenige Hausfrauen entschließen. Der größere Teil war entriistet über die „unverschämten Dienstboten“ die sich „erdreisteten“, überhaupt Forderungen zu stellen. Man war gewöhnt, daß die Dienstboten sich mit dem begnügten, was ihnen gütigst gewährt wurde. Selbständig bestimmte Bedingungen zu stellen, so was war noch nicht dagewesen. Die Diskussion über den freien Arbeitsvertrag, die dann in der bürgerlichen Presse und von den Hausfrauen angestimmt wurde, fiel nicht immer sachlich, öfter spöttlich aus. Immerhin schaffte diese Besprechung in Zeitungen und Zeitschriften wie in Familienkreisen das Gute, daß sich hier und da Hausfrauen überhaupt einmal mit der Dienstbotenfrage in dieser Richtung beschäftigten und darüber nachdachten. Manche kam dabei wohl zu der Einsicht, daß die Forderungen der Dienstboten eigentlich ganz berechnete waren und daß tatsächlich die geltenden Gesetze nicht mehr mit den modernen Anschauungen vom Schutz der Arbeit übereinstimmten. Die Zahl dieser Hausfrauen mag gering gewesen sein, immerhin hat unser Vertrag dazu beigetragen, hier und da ein Lichtchen aufzustecken. Und wenn wir mit unserem ersten Entwurf weiter nichts erreicht hätten, als einen Teil der Hausfrauen sowohl wie der Hausangestellten zum Nachdenken über diese Frage angeregt zu haben, so wäre auch dies ein Erfolg. Aber wir wollen ja mehr. Wir wollen den Hausangestellten freie Zeit verschaffen. Zeit ist vor allem nötig, damit die Hausangestellten Gelegenheit haben, unsere Versammlungen zu besuchen, sich aufzuklären, damit sie erkennen, daß die Anforderungen, die an ihre Arbeitsleistung gestellt werden, sehr hohe sind. Es wird dann den eifrigen Besuchern der Veranstaltungen unseres Verbandes mehr und mehr das Unwürdige ihrer Abhängigkeit und ihrer persönlichen Unfreiheit zum Bewußtsein kommen. Dazu wollen wir die Hausangestellten in unserem Verband organisieren und zur Erreichung der freien Zeit soll uns der Vertrag in seiner jetzigen Gestalt verhelfen. Der Vertrag lautet:

Vertrag

zwischen Frau

und Fräulein

beschäftigt als

Der Lohn wird am Ende jeden Monats ausgezahlt und beträgt neben freier Station Mk. Pf.

Das Zimmer muss heizbar und von innen verschliessbar sein, ein nach aussen liegendes Fenster haben und mindestens folgende Gegenstände enthalten: Kleiderschrank, Kommode, Stuhl, Waschgelegenheit und ein Bett zur alleinigen Verfügung.

Die Arbeitszeit beträgt 12 Stunden. Sie beginnt nicht vor 6 Uhr morgens und endet nicht nach 9 Uhr abends.

Pausen

Ausgang: Jeden zweiten Sonntag von 3 Uhr nachmittags ab. (Den über 18 Jahre alten Hausangestellten wird der Haus- und Etagenschlüssel mitgegeben). Ferner einmal wöchentlich einen freien Nachmittag von Uhr ab.

In plötzlichen Krankheitsfällen nicht ansteckender Art ist die Hausangestellte zu Dienstleistungen auch ausserhalb ihrer Arbeitszeit bereit.

Bei Gesellschaften in der Häuslichkeit sind besondere persönliche Vereinbarungen über die Form der Bezahlung von Ueberstunden zu treffen.

Die Pflege und Bedienung eines mit ansteckender Krankheit Behafteten, sowie die Reinigung der zur Pflege nötigen Utensilien kann die Hausangestellte ablehnen.

Das Dienstbuch erhält die Hausangestellte nach Antritt der Stellung wieder ausgehändigt.

Für zerschlagenes Geschirr und ähnliches wird Lohnabzug nicht gemacht.

Die Kündigung erfolgt am 15. zum 1. des folgenden Monats.

Entstehen während der Dauer dieses Vertrages zwischen den Parteien Streitigkeiten, so sind diese von einem Schiedsgericht*) zu schlichten.

....., den 19.....

Unterschrift und Adresse
der Hausangestellten:

Unterschrift und Adresse
der Hausfrau:

*) Das Schiedsgericht bildet der Beirat des Arbeitsnachweises.

Verlag: Zentralverband der Hausangestellten Deutschlands, Berlin S.O.

Dieser Vertrag kam in unserer Berliner Versammlung am 12. September zur Besprechung. Mit diesem kleinen Anfang wollen wir jedoch keine unserer übrigen Forderungen aufgeben. Im Gegenteil, wir wollen mit Hilfe dieser Abmachungen zu unseren weiteren Zielen gelangen. Wohl ist es richtig, daß ein wirksamer Schutz erst durch das Gesetz geschaffen werden kann. So lange es aber für die Hausangestellten daran mangelt, müssen wir versuchen, durch freie Vertragsbestimmungen uns Vorteile zu schaffen und, was noch wichtiger ist, sie uns auch erhalten. Die Hausangestellten werden dann immer mehr den Wert der Organisation erkennen und schätzen lernen und noch weit mehr, als es heute geschieht, für ihre Organisation eintreten und agitieren.

Hausangestellte, Mitglieder, macht allen Euren Kolleginnen klar, daß die einzelne wehrlos ist und daß nur eine starke Organisation allen Vorteile erringen kann. Se eifriger die Hausangestellten selbst für ihre Forderungen eintreten und ernstlich wollen, daß es besser werde, je schneller werden sie es erreichen.

„Meine Herrschaft!“

Das Wort „Herrschaft“ gefällt den modernen Hausangestellten ebensowenig wie das Wort „Dienstmagd“ oder „Dienstmädchen“. Diese Ausdrücke gehören zusammen, die Herrschaft setzt den Knecht und die Magd voraus, die dem Herrn und der Herrin, also der Herrschaft, dienen müssen.

In den Dienenden aber, die von dem Hauch der modernen Zeit etwas verspürt haben, ist das Selbstbewußtsein erwacht. Gedanken sind rege geworden, die Vergleiche angestellt haben, und die Dienenden erkannten, daß ihr Verhältnis zu den Herrschaften kein feststehendes, unabänderliches sei. Es kann sich um vieles ändern, so haben sie immer deutlicher ein. Es ändert sich, sobald die Dienenden selbst ihre Bestimmung zur Untertänigkeit anzweifeln und damit beginnen, sich als gleichberechtigte Menschen zu betrachten, die nur darum unterdrückt sind und dienen müssen, weil sie nichts besitzen, weil sie arme Leute sind.

Der Besitz macht die Herrschaft!

Wenn wir uns das Wesen der Herrschaft — im weiteren Sinne, nicht nur im Hause — näher betrachten, so können wir deutlich erkennen, in welcher Täuschung wir uns bisher befanden und wie sehr der Besitz und — die Dummheit der Beherrichten für die Herrschaft maßgebend sind.

Nicht die Weisheit herrscht und die Erhabenheit, nicht die Seelengröße oder die Bornehmheit, die Tugend oder die Schönheit! Sie alle müssen dienen oder betteln gehen, wenn sie nichts besitzen.

Brutal ist die Herrschaft des Besitzes, aber diese Herrschaft ist mächtig und zwingt in den Dienst jeden, der nichts besitzt. Der alte Respekt vor der Herrschaft geht aber immer mehr verloren, je intelligenter, je klüger und tüchtiger die Beherrichten, die Dienenden werden. Sie fügen sich wohl oder übel dem Zwang, aber sie versagen in ihrem Innern der Herrschaft jede Anerkennung, und es widerstrebt ihnen daher auch äußerlich, die alten Ausdrücke der Untertänigkeit, der Botmäßigkeit zu gebrauchen. Dies gilt ganz im allgemeinen, hat aber im besonderen noch für die Hausangestellten seine Bedeutung. Bei ihnen haben sich die alten Formen noch in stärkerem Maße überall erhalten. Von „ihrer Herrschaft“ sprechen die Mädchen noch in allen Orten, in Berlin wie im kleinsten Nest. Die „gnädige Frau“ und das „gnädige Fräulein“, der „gnädige Herr“ und der „junge Herr“ werden häufig niemals direkt angedeutet, sondern immer mit dem Gnadentitel. Die Hausangestellten dagegen werden einfach bei dem Vornamen gerufen, Minna, Anna, Liese, Grete usw., und manchmal noch mit „Du“ angedeutet. Das „Du“, früher ganz allgemein für die Dienstmädchen gebraucht, gilt schon längst nicht mehr als fein, und die Anrede „Sie“ ist zur Regel geworden, wenn auch noch viele Ausnahmen bestehen.

Die Dienenden haben die Bezeichnung „Hausangestellte“ für sich in Anspruch genommen und haben damit einen guten Ersatz für das Wort „Dienstmädchen“ gefunden.

Schwerer aber ist das festgewurzelte Wort „Herrschaft“ zu ersetzen.

Man hat vorgeschlagen, vom „Dienstgeber“ zu sprechen, im Gegensatz zum Dienstnehmer, der Hausangestellten. Ich möchte den Ausdruck „Dienstgeber“ als ganz verkehrt verwerfen, ebenso wie „Dienstnehmer“. Gerade das Umgekehrte wäre richtig. Die Hausangestellten geben ihre Dienste, die Hausfrauen oder Hausherren nehmen die Dienste.

Dieselbe Verkehrtheit liegt in den Worten Arbeitgeber und Arbeitnehmer, eine Bezeichnung, die leider schon sehr gebräuchlich geworden ist und gerade in der Arbeiterpresse fast regelmäßig Anwendung findet, wenn über Lohnkämpfe berichtet wird. Und in Verbindung damit wird sogar von Arbeitswilligen in ganz verkehrter Weise gesprochen.

Man meint damit nicht etwa die tüchtigen, fleißigen, arbeitssamen Personen, sondern die Streikbrecher, die eine so schöne Bezeichnung doch wahrlich nicht verdienen. Man sollte sich hüten, so verkehrte Ausdrücke zu gebrauchen, denn bei dem Unkundigen werden dadurch ganz falsche Vorstellungen erweckt. Arbeitswillig sind die Streikenden auch, sogar sehr, aber sie wollen unter anständigen Bedingungen arbeiten und einen besseren Lohn verdienen. Diese Streikbrecher aber wurden zuerst von den Unternehmern „Arbeitswillige“ genannt. Streikbrecher durfte man nicht sagen, denn sonst machte man sich einer Beleidigung schuldig, und so übernahmen auch die Arbeiter das Wort Arbeitswillige, wenn es auch nur spöttlich gemeint war. In der englischen Sprache hat man ein besonderes Wort für Streikbrecher, nämlich Scab (sprich Skab), was soviel wie „rändiger Kerl“ heißt. Die Deutschen sagen „Arbeitswillige“, jedenfalls ein ganz verkehrter Ausdruck, zumal vom Standpunkt eines Streikenden.

Die Gewerkschaftspresse hätte alle Ursache, sich damit einmal näher zu beschäftigen und nach neuen treffenden Ausdrücken zu suchen, jedenfalls aber den Gebrauch der verkehrten Ausdrücke zu meiden.

Die „Metallarbeiter-Zeitung“ legt in ihrer Nr. 32, vom 7. August d. J., in einem Leitartikel dar, wie töricht es ist, von dem Kapitalisten, dem Fabrikanten, Meister oder Geschäftsunternehmer als „Brotgeber“ zu sprechen, wie es doch so häufig geschieht. Es heißt in dem Artikel unter anderem:

„In der Aktiengesellschaft „arbeitet“ nicht mehr der einzelne Kapitalist mit seinem Gelde, sondern eine Vereinigung von Kapitalisten betreibt das Geschäft und alle Beteiligten fühlen sich dabei mehr oder weniger als „Brotgeber“. Während beim Privatunternehmer noch meistens kaufmännische oder technische Kenntnisse vorausgesetzt werden, ist derartige beim Aktionär, der sein Geld in Industriepapieren anlegt, durchaus nicht nötig. Er braucht oftmals gar nicht zu wissen, wo das Wert, in dem sein Geld „arbeitet“, liegt und wie es aussieht. Es ist auch absolut nicht nötig, daß er die dort erzeugten Artikel und Produkte kennt oder gar etwas zu ihrer Verbesserung oder anderen Gestaltung tut. Seine Tätigkeit erstreckt

sich in vielen Fällen nur darauf, daß er in den Börsenzeitungen die Kursnotierungen verfolgt, um sich zu überzeugen, ob sein Geld auch wirklich gut angelegt ist. Um die Arbeiter, die in den betreffenden Werken schanzten müssen, braucht er sich nicht zu kümmern und ist doch ihr „Brotgeber“.

Die Zeiten sind vorüber, in denen der Industriekapitalist als Brotgeber und Wohltäter der Menschheit allgemein von den Arbeitern verherrlicht wurde. Die moderne Arbeiterbewegung hat so aufklärend gewirkt, daß ein großer Teil der Arbeiter dem Kapitalisten nicht mehr in Unterwürfigkeit fußfällig dafür dankt, daß er ihn ausbeutet. Ein großer Teil der Arbeiter trägt das Bewußtsein in sich, daß er es ist, der alle Werte schafft, daß der Lohn, den er erhält, nur ein Teil des Erträgnisses seiner Arbeit ist, und daß von dem Erträgnis seiner Arbeit noch andere mitzehren. Nur eine vollständig verkehrte Auffassung konnte aus dem Kapitalisten und Unternehmer von heute den Brotgeber des Arbeiters machen.“

Diese alten Bezeichnungen haben oft ein zähes Leben und manchmal muß derjenige sogar sie gebrauchen, der sie bekämpft, nur um nicht mißverstanden zu werden. Mit einem Male werden sie nicht abgeschafft, sie weichen nur langsam zurück.

Was aber könnte man nun für die Bezeichnung Herrschaft setzen? Ich würde vorschlagen, einfach von der Hausfrau und vom Hausherrn zu sprechen. Die Mädchen sollten nicht mehr sagen: „Meine Herrschaft“, sondern „Meine Hausfrau“. Der Hausherr kommt in dem Verhältnis der Hausangestellten zum Haushalt weniger in Betracht; es wird sich meist um die Hausfrau handeln. Die „Gnädigen“ mögen damit vielleicht nicht ganz zufrieden sein, aber sie können jedenfalls nicht behaupten, daß sie durch das Wort „Hausfrau“ irgendwie herabgesetzt werden. Wie man vom Haushalt spricht, so kann man von der Hausfrau und von der Hausangestellten sprechen. Frauen, die sich um ihren Haushalt kümmern, hören es sehr gern, wenn von ihnen als „guten Hausfrauen“ gesprochen wird. Sie werden sich auch daran gewöhnen, daß sie bei den Hausangestellten die Titel der „Gnädigen“ und der „Herrschaft“ einbüßen, die doch mit der Zeit immer lächerlicher werden. Der Titel Hausfrau sollte ihnen vollen Ersatz bieten.

Wer aber einen besseren Vorschlag zu machen weiß, sollte ihn bekanntgeben.

Mine Brother.

Braunschweigisches Gefinde, „recht“.

Groß ist die Fülle der Paragraphen, mit denen die Dienstboten bedacht sind und im Zaum gehalten werden sollen, so daß sie jeder freien Selbstbestimmung über ihre eigene Person beraubt sind. Wie sehr die Dienstboten darunter leiden, daß sie selbst nach getaner Arbeit nicht einmal gehen können, wohin es ihnen beliebt, zeigt folgender Fall:

Das Wolfenbüttler Schöffengericht verurteilte dieser Tage die Dienstmagd Anna Lindenau aus Börzum zu 4 Mk. Geldstrafe, eventuell zwei Tagen Haft, weil sie einmal eine Viertel-, ein andermal eine halbe Stunde nach 10 Uhr abends nach Hause gekommen war. Das Mädchen hatte ferner das „unerhörte Verbrechen“ begangen, als ihr Dienstherr ihr den Besuch eines Festes verbot, zu antworten: „Ich gehe doch hin“. Die Gefindeordnung gab die Möglichkeit, das Mädchen auch wegen dieser vier Worte mit Haft zu bestrafen. Das Gericht nahm aber an, daß der Dienstherr verpflichtet gewesen wäre, dem Mädchen den Grund des Verbotes mitzuteilen. Uebrigens hatte das Mädchen dem Verbote doch noch Folge geleistet. Der Dienstherr, Ackermann Wäterling in Börzum, behauptete in der Gerichtsverhandlung, das Mädchen habe keinen einwandfreien Lebenswandel geführt, deshalb habe er ihr ausdrücklich verboten, nach 10 Uhr nach Hause zu kommen. — Das Dienstmädchen wieder gab an, ihr Dienstherr suche sie zu drangsaliieren, weil sie sich geweigert habe, es mit ihm zu halten. Er habe sie sogar eines Abends ausgeschlossen. Gegen Wäterling schwebt noch eine Anklage wegen Körperverletzung.

Nach der geltenden Gesetzgebung hat also der Dienstbote wie ein Sklave seinem Herrn zu gehorchen. Schon der lächerliche Umstand, daß er zweimal abends einige Minuten nach 10 Uhr nach Hause kommt, bringt ihm bei Boshaftigkeit der Dienstherrschaft empfindliche Strafen nach — „Recht und Gesetz“ ein.

Aus alledem müssen wir aber lernen, daß wir immer eifriger dafür sorgen müssen, daß sich alle Kolleginnen unserem Verbands angeschlossen, damit sie aufgeklärt werden und bei der Annahme einer Stellung darauf bedacht sind, die Kündigungszeit nur vierzehntägig auszumachen, vom 15. zum 1. des folgenden Monats und ferner stets ihre Ausgehstage, Sonntags wie Wochentags, festzulegen. Wenn jedes einzelne Mädchen darauf hält und daran denkt, daß der Verband sie stützt und schützt, dann werden auch bald andere Verhältnisse entstehen.

Speisezettel.

a. f. gibt in der „Gleichheit“, Nr. 24 d. Jrs., „Speisekarten für Dienstboten in Stuttgart“ bekannt: „Als ich vor einiger Zeit den Roman „Das tägliche Brot“ von Klara Viebig las, war ich erstaunt, wie genau die Verfasserin die Dienstbotenverhältnisse im feinen wie im einfachen Haushalt kennt. Ihre Schilderungen entrollen typische Bilder aus dem Dienstbotenleben, wie es sich heute in allen größeren Städten gestaltet, im Süden wie im Norden unseres deutschen Vaterlandes. Als Beweis dafür sei eine kleine Auswahl von Speisekarten für Dienstboten mitgeteilt, die denen gleichen, welche Klara Viebig uns in ihrem Roman vorlegt, nur daß sie nicht aus Berlin, sondern aus Stuttgart stammen.

Nr. 1. Vier dienstbare Geister sind bemüht, einer aus drei Personen bestehenden Familie das Haus zu einer Art Schlaraffenland zu gestalten. Sie bekommen wöchentlich sechsmal Siedfleisch, Kartoffeln in verschiedener Zubereitung und Salat, einmal Braten und einen einfachen Kuchen; wenn Gemüse recht billig ist, zur Abwechslung auch einmal solches. Im Winter ist die Kost etwas besser, weil es dann die billigen Wintergemüse gibt. Wenn die Köchin es wagt, einmal einen größeren Pudding zu machen, damit für die Dienenden etwas übrig bleibt — der Krach, den es dann gibt! Man vergegenwärtige sich, daß die Mädchen täglich die feinsten, ausgefeiltesten Speisen sehen und nichts davon erhalten. Muß das nicht die „Begehrlichkeit“ reizen, besonders aber das Bewußtsein wachstacheln, daß Dienstboten als Menschen niederer Ordnung behandelt werden?

Nr. 2. Im Hause einer Baronin gibt es für die Mädchen zum Frühstück etwas Unbeschreibliches, man weiß nicht, ist es Kaffee oder Tee. Die Würste werden in diesem Haushalt dutzendweise gekauft, so daß der Metzger für die „Gnädige“ den Namen „Knackwurstbaronin“ geprägt hat. Damit die Würste nach acht Tagen noch genießbar sein sollen, werden sie in saure Milch gelegt. (Jeder Hausfrau, die dies Rezept liest, rate ich dringend ab, es zu probieren.) Nicht etwa ausnahmsweise, nein, das ganze Jahr hindurch werden die Dienstboten derart genährt. Wer in dem Hause die feinen Bissen bekommt, werde ich mitteilen, wenn ich einmal über sittliche Vorbilder für Dienstboten schreiben.

Nr. 3. Ein Haushalt mit zwei Mädchen: Das Essen für diese ist sehr knapp. Wenn der „Herr“ zu Hause ist, bekommen sie wenigstens genügend Fleisch. Vom Gemüse bleibt meistens für sie nichts übrig, weil zu wenig gekauft wird. Beschwerden der Köchin nützen nichts. Die Dame antwortet auf solche nur: „Dann machen Sie Kartoffeln.“ Aber da man sich nicht immer an Kartoffeln sattessen kann, sind die Mädchen gezwungen, sich von ihrem Geld Essen zu kaufen.

Nr. 4. In einer Familie sieht der Sohn sehr schlecht und ist sehr unappetitlich. Beim Essen läßt er öfter die Speisen vom Mund in den Teller fallen, manchmal faßt er sie auch mit den Händen an. Was er übrig läßt, bekommt das Mädchen, die Frau füllt ihm den Teller des Sohnes voll. Da in dem Haushalt immer Mangel an Ueberfluß ist, hat die Arme keine andere Wahl, sie muß essen, was sie erhält, und wenn der Ekel sie noch so würgt.

Wenn ich diese Zustände bedenke, so komme ich immer wieder zu dem Schluß: nur eine starke Organisation ist imstande, den Hausangestellten bessere Arbeitsbedingungen zu schaffen. Darum hinein in die Organisation!

Möchten nur alle Kolleginnen den Mahnruf beherzigen und stets recht eifrig für ihren Verband eintreten. Trifft Ihr eine Kollegin, die noch nicht unserem Verbands angehört, so erzählt ihr von diesem Speisezettel. Wer es heute noch erträglich oder auch gut hat, kann in der nächsten Stellung schon die Hilfe des Verbandes nötig haben. Darum sorgt dafür, Kolleginnen, daß sich möglichst alle Hausangestellten ohne Zögern uns anschließen, damit wir uns alle gegen die geschilderten Zustände schützen können.

Im Mädchenheim.

Aus dem Krankenhause war ich entlassen, nach Aussage des Arztes noch der Schonung bedürftig und auf lange Zeit hinaus ohne Aussicht, die frühere Gesundheit und Kraft wiederzuerlangen. Und nur durch die Schuld der Herrschaft, welche eine rechtzeitige Heilung verhinderte. Wirklich trübe Aussichten für eine Hausangestellte. Aber hier draußen in den Anlagen außerhalb des Krankenhauses lachte die Sonne und erfreute einem. Also: Kopf hoch! Gott — aber nein — guter Mut und ein zuverlässiger, starker Wille wird schon weiter helfen. Nun aber die wichtigste Frage: „Wohin?“ Denn „natürlich“ hatte die Herrschaft während der Krankheit gekündigt, und unsere famose Krankenversicherung der Dienstboten läuft ja bekanntlich mit dem

Tage des Dienstaustritts ab. Dieses Los teilte ich schon im Krankenhause mit noch drei Berufsgenossinnen, welche allerdings nicht Verbandskolleginnen waren und sich glücklich schätzten, nach Hause, d. h. zu den Eltern reisen zu können, um diesen die Last aufzubürden. Wann endlich werden alle diese entrechteten Hausarbeiterinnen das Demütigende ihrer Lage erkennen und einsehen, daß sie sich nur geschlossen in starker **Verbandsorganisation** gegen diese rücksichtsloseste Ausnutzung der Gesundheit wehren und Schutz sichern können? Ich ging zuerst in unser Verbandsbüro, um Rat zu holen und die entbehrlichste Wäsche und Kleidung dort unterzubringen. Dann ins Asyl der Stellung- und Obdachlosen unseres Berufs, in ein „Mädchenheim“. Es ist bereits Abend geworden, und zugleich mit der körperlichen Erschöpfung macht sich auch der Hunger bemerkbar. Nach Erledigung der genauen Auskunft über Woher, Wohin und Weshalb seitens der Hausdame erhalte ich nun endlich eine Schlafstätte zugewiesen mit dem Bemerkten, reine Bettwäsche, Handtuch und Spindelschlüssel gegen entsprechendes Pfand nach dem Abendessen in Empfang zu nehmen. Zum ersten Male in einem solchen Heime anwesend, wirkte das Neue, Unbekannte fast verwirrend, und der Anblick der vielen, in den Ess- und Schlafräumen versammelten Leidensgenossinnen half die eigene, sicher nicht ermutigende Lage fast vergessen. Nur nicht den Mut sinken lassen. Für einige Groschen erhält man am Küchenschalter ein verhältnismäßig ausreichendes Abendessen, welches je den größeren oder kleineren Magen- und Portemonnaieverhältnissen entsprechend aus Pellkartoffeln mit Sering oder Butterbrot (belegt oder unbelegt) und Kaffee, Kakao oder Bier besteht. Nun, über Appetitlosigkeit oder verdorbenen Magen hörte ich keine der vielen Frauen und Mädchen klagen, auch nicht über schlaflose Nächte. Ungewiegt und ungesungen, auch ohne die in vielen „Heimen“ übliche „Andacht“, schlafen bald alle Bewohnerinnen in den in langen Reihen stehenden, einfachen eisernen Betten, ermattet von der geleisteten Tagesarbeit oder der erst kürzlich überstandenen Krankheit. Und so bringt wenigstens der Schlaf wohlthätig für einige Stunden Ruhe und Vergessen der oft so trostlosen und traurigen Verhältnisse dieser Proletarierinnen. Denn viel Not und Elend, aber auch viel Leichtsinn und Gedankenlosigkeit lernt man hier kennen. Und es sind doch fast durchschnittlich **Arbeiterfrauen und Töchter**, denen aber die ermutigende und Selbstbewußtsein schaffende Erkenntnis ihres eigenen Wertes noch fehlt, und die deshalb alles Elend und alle Erniedrigung als selbstverständlich hinnehmen. Aber wir zum Glück in Klassen- und Selbstbewußtsein erwachten Arbeiter und Arbeiterinnen rufen Euch zu: **Arbeitet und verlangt Euer Recht, den Preis Eurer Arbeit, damit Ihr ein menschenwürdiges Dasein führen könnt.**

Kollegin Marie Chmielewski-Berlin.

Mutterschaft und Beruf.

Zu diesem Thema schreibt eine amerikanische Schriftstellerin, „Hebe“, New York, unter anderem das Folgende:

Die Vereinigung von Mutterschaft und Beruf bildet allerdings ein brennendes Problem unserer Zeit und führt unter den gegenwärtigen Verhältnissen zu vielen ernstlichen Konflikten und Mißständen. Die Frau, die zehn Stunden täglich in der Fabrik arbeiten muß, ist gezwungen, ihre Kinder zu vernachlässigen; und selbst die Frau, die einen gelehrten Beruf ausübt und sich einer weit größeren Unabhängigkeit erfreut, die Ärztin, Advokatin, Professorin usw., findet es oft sehr schwierig, ihre Mutterpflichten mit ihren Berufspflichten zu vereinigen. Die Lösung dieses Problems wird aber nicht darin zu finden sein, daß alle verheirateten Frauen wieder zum Berufe der Mutterschaft zurückkehren, mit dem einzigen Unterschiede, daß ihnen das Gemeinwesen ökonomische Unabhängigkeit sichert. Die Lösung wird vielmehr darin zu finden sein, daß die Gesellschaft den Frauen die Möglichkeit gibt, ihre Mutterschaft mit einem anderen Berufe zu vereinigen, gleichzeitig Mütter und körperliche oder geistige Arbeiterinnen zu sein. Die Entwicklung der Verhältnisse bewegt sich schon ganz entschieden in dieser Richtung. Erst trat die öffentliche Schule an Stelle der Mutter und nahm das Kind vom siebenten oder achten Lebensjahre an. Dann kam der Kindergarten und nahm ihr schon das vierjährige Kind. Es liegt ganz im Bereiche der logischen Entwicklung, daß künftig das öffentliche Erziehungswesen auch zweijährige Babys in großen, sonnigen, ihrem Zweck entsprechend eingerichteten Spielstuben und Gärten in Obhut nehmen wird. Erwerbstätige Mütter, deren Babys derart unter der Aufsicht professioneller Pflegerinnen und Erzieherinnen bewahrt wären, könnten sich sorglos der Ausübung ihres Berufes widmen. Allerdings wird die Gesellschaft der Zukunft Mütter nicht mehr 10 und 12 Stunden von ihren Kindern trennen, wie das in der heutigen Gesellschaft geschieht. Wenn alle erwachsenen, gesunden Männer und Frauen soziale Produzenten (gesellschaftliche Arbeiter) geworden sind, und wenn sie nicht mehr für den Profit

des Einzelnen, sondern zum Wohle der Gesamtheit produzieren, wird ein fünfständiger Arbeitstag vollauf genügen. Die Arbeitszeit der Mutter wird dann zusammenfallen mit jenen Tagesstunden, in denen sich ihre Kinder in der Schule, im Kindergarten oder auf dem Spielplatz befinden, und während der übrigen Zeit kann jede Mutter, wenn sie will, nur Mutter sein. Ja, mehr noch, auch jeder Vater kann sich dann endlich dem arg vernachlässigten Berufe der Vaterpflicht widmen, und beide Eltern werden imstande sein, ein freundliches Beisammensein miteinander und mit ihren Kindern zu genießen, wie es heute nur wenigen Menschen vergönnt ist.

Die moderne, zur Erkenntnis ihres Menschentums erwachte Frau will Mensch und Weib zugleich sein. Sie will, durch Erwerbstätigkeit, ihre ökonomische (wirtschaftliche) Unabhängigkeit sichern, will Anteil nehmen am sozialen und politischen Leben. Aber trotzdem will sie das Glück der Liebe und der Mutterschaft nicht entbehren. Darum ist auch die Befürchtung einer kinderlosen Zivilisation völlig grundlos. Doch aus diesem neuen Menschentum der Frau erwuchs der Konflikt, der heute im Erwerbsleben deutlich zutage tritt: der Konflikt zwischen Mutterpflichten und Berufspflichten, und in größerem oder geringerem Maße wird dieser Konflikt auch fortbestehen, so lange das gegenwärtige System besteht.

Husland.

Die Diensthofenfrage im englischen Parlament.

Herr Gladstone, der Staatssekretär des Innern, wies kürzlich im englischen Parlament auf die Möglichkeit einer Beschränkung der Arbeitszeit der Diensthofen hin.

Der Abgeordnete Bottomley fragte ihn, ob ihm die lange Arbeitszeit der häuslichen Angestellten bekannt wäre und ob er, wie dies bei den Handlungsgehilfinnen geschehen, ein Gesetz einbringen würde, das die Arbeitszeit der Diensthofen regelte und ihnen angemessene Essenspausen sowie gesunde Schlafräume sichere.

Gladstone erwiderte: Es ist mir bekannt, daß Dienstmädchen, besonders dort, wo nur eins gehalten wird, häufig sehr lange unter ungünstigen Bedingungen zu arbeiten haben. Indessen ist diese Tätigkeit keine anhaltende und darum anders zu betrachten als die Beschäftigung in Fabriken und Läden. Der Abgeordnete B. möge in der nächsten Session selbst einen Gesetzentwurf einbringen, der sich mit dieser Angelegenheit beschäftigt; ich kann ihm für diesen Fall jede Berücksichtigung versprechen.

Herr Bottomley darauf: Ich werde die Anregung in Erwägung ziehen. (Gelächter.)

„Man sieht“, bemerkt „The Woman Worker“ hierzu, „die Frage der Arbeitszeitverkürzung, wenn es sich „nur“ um Dienende handelt, ist so lächerlich, daß sie den ehrenwerten Mitgliedern des Unterhauses Anlaß gibt, ihre Rachmuskeln in Bewegung zu setzen. Vielleicht aber werden wir eines Tages ein Dienstmädchen als Mitglied des Parlaments haben, wie dies in Finnland bereits geschehen ist, dann werden solche Fragen in würdiger und sachlicher Weise erledigt werden.“

Dieser „Eingriff in das häusliche Regiment der Frau“ soll große Entrüstung bei den braven Hausfrauen hervorgerufen haben. Die englischen Frauen haben viel von sich reden gemacht wegen ihrer Forderungen auf politische Rechte. Wer aber selbst Rechtlosigkeit schwer empfindet und darunter leidet, wie alle Frauen, der sollte jede Anregung zur Festlegung von Rechten unbedingt unterstützen. Sobald es sich „nur“ um Diensthofen handelt, sind alle Grundsätze dahin.

die Leiterin des städtischen Arbeitsnachweises in Kofen war, hielt einen Vortrag über das wichtige Thema „Der Stellenvermittlung“. Sie zeigte die Schäden und die Nachteile der privaten Vermittlung und empfahl dringend den städtischen Nachweis, der paritätisch geleitet werde, in dem die Hausangestellten also selbst eine Stimme haben und ihre Wünsche zur Geltung bringen können. Für die große Zahl unerfahrener junger Mädchen, die einen Dienst suchen, ist es von außerordentlicher Wichtigkeit, daß sie sich an ein Bureau wenden können, das zuverlässig und gewissenhaft arbeitet und nicht um des Profits willen da ist. Bei Vermittlungen nach auswärts werden stets die genauesten Erkundigungen eingezogen und ein städtischer Nachweis ist dazu am besten in der Lage, weil er von den Behörden mehr berücksichtigt wird und auch gute Verbindungen durch die städtischen Nachweise in anderen Orten besitzt. Noch besteht leider eine gewisse Abneigung bei den Mädchen, sich dieser Vermittlung zu bedienen, aber wer einmal das Mißtrauen überwunden hat, kommt gern wieder. Hier ist im Gegenteil volles Vertrauen gerechtfertigt, während den privaten Vermittlern viel mehr Mißtrauen entgegengebracht werden mußte.

Nach diesem sehr beifällig aufgenommenen Vortrag sprach Fräulein Baar über das Thema „Der freie Arbeitsvertrag“. Den Ausführungen von Fräulein Rosenstock schließend, legte sie dar, wie der Verband der Hausangestellten bestrebt ist, die Verhältnisse im Diensthofenberufe zu verbessern. Der erste Entwurf eines freien Arbeitsvertrages, den der Verband vor die Öffentlichkeit brachte, begegnete der schärfsten Opposition in der bürgerlichen Presse wie unter allen Hausfrauen. Schätzenswert war die Diskussion, die über die Rechte der Diensthofen aus diesem Anlaß einsetzte. Man mußte einsehen, daß die Mädchen ein Recht haben, sich gegen die veralteten Bestimmungen der Gesindeordnung aufzulehnen. Der Verband legt jetzt einen neuen Entwurf eines freien Arbeitsvertrages vor und hofft, auch die Unterstützung des städtischen Nachweises dafür zu gewinnen, denn die aufgestellten Forderungen sind ebenso bescheiden wie berechtigt. (Wir geben den Vertrag auf der ersten Seite dieser Zeitung bekannt.)

Nachdem die Rednerin die einzelnen Bestimmungen dieses Entwurfs erläutert hatte, begann eine lebhafte Diskussion darüber. Man war im allgemeinen damit einverstanden, wenn man auch manches zu bescheiden und gemäßigter fand. Wasch- und Reinmachefrauen, die anwesend waren, verlangten, daß der Verband sich ihrer Sache mehr annehmen mußte, sie würden ausgebeutet durch die „Reinigungsanstalten“, sie müßten bei langer Arbeitszeit oft genug mit schlechtem Lohn und schlechtem Essen zufrieden sein. Sie beklagten sich auch bitter über die Diensthofen, die eine Wasch- und Reinmachefrau mit Nichtachtung behandeln und ihr schlechtes Essen vorsetzen. Was die Arbeiter „Solidarität“ nennen, das Gefühl der Gemeinsamkeit der Interessen, sei vielen Hausangestellten noch fremd.

Fräulein Baar wies darauf hin, daß es selbstverständlich Pflicht des Verbandes ist, auch für Verbesserung der Arbeitsbedingungen der Wasch- und Reinmachefrauen einzutreten, nur müßten auch die Frauen zu ihrer Organisation halten. Fräulein Klausner, die Leiterin des städtischen Nachweises in Berlin, erklärte, daß die Wasch- und Reinmachefrauen wie die Diensthofen ihren Wünschen viel mehr Geltung verschaffen könnten, wenn sie sich daran gewöhnen würden, die private Vermittlung zu meiden und allein die städtische, die zu ihrem Nutzen eingerichtet ist, in Anspruch zu nehmen. Beim großen Holzarbeiterstreik habe sie beobachtet, daß die Männer die Wichtigkeit ihres Arbeitsnachweises wohl zu schätzen wußten, daß sie aber ihren Frauen keinen Rat zu geben verstanden, die sich in Massen den Reinigungsanstalten zur Ausbeutung anboten; da mußten sie für Wasch- und Reinmachefrauen noch 50—75 Pf. pro Tag bezahlen. Dem Wunsche, mehr Zweigstellen des städtischen Nachweises einzurichten, würde man gern nachkommen, wenn mehr Mittel zur Verfügung gestellt würden, es sei übrigens in Aussicht genommen, in Moabit eine Zweigstelle einzurichten. Der Nachweis in der Linkstraße 11 ist geöffnet von 9—12 Uhr vormittags und von 4—7 Uhr nachmittags, in der Gormannstraße 13 von 4—7 Uhr nachmittags. — Die Vorsitzende, Fräulein Arndt, forderte zum Schluß der Versammlung noch zu weiterer lebhafter Agitation für den Verband auf. 20 Mitglieder schlossen sich dem Verbands an.

Breslau. Am Sonntag, den 12. September d. J., fand in den „Unionjalen“ eine Hausangestelltenversammlung statt, die gut besucht war. Schriftsteller Georg Kaul behandelte das Thema: „Wer befreit uns von der Gesindeklaverei?“ Der Redner besprach die Bestimmungen der Gesindeordnung und beleuchtete in treffender Weise die Fürsorge verschiedener Korporationen für Hausangestellte. Merkwürdigerweise haben aber diese Leuten ihr Herz erst entdeckt, als von freigewerkschaftlicher Seite die Organisation in die Wege geleitet wurde. Der Referent beleuchtete ferner die auf dem verflorenen Katholikentage entwidelte Anteilnahme an dem „Wohlergehen der dienenden Mädchen und Frauen“. Er schloß seine Ausführungen mit dem Hinweis, daß ebenso, wie bei den Industriearbeitern, die Befreiung aus der Klaverei nur durch die Hausangestellten selbst und zwar mit Hilfe des Zentralverbandes in die Wege geleitet werden könne. Lebhafter Beifall wurde dem Vortragenden für seine trefflichen Ausführungen. In der darauffolgenden Diskussion schilderte ein junges Dienstmädchen in beherzter Weise die Drangsalierungen bei früheren Herrschaften, wo sie Sozialdemokratin genannt worden sei, ohne zu wissen, was das Wort überhaupt zu bedeuten habe. Im Laufe der Zeit habe sie sich aber überzeugt, daß die Sozialdemokraten ganz nette, lebenswürdige Menschen sind. Sie wolle sich dem Verband als treues Mitglied anschließen, weil dieser uns helfen will und es gut mit uns meint. Der große Beifall, den die Rednerin erntete, bewies, daß die Versammlung ihren Ansichten beipflichtete. Nachdem noch die Arbeiter Stöhr und Wroßig auf die Notwendigkeit des Zusammenflusses hingewiesen hatten und der Referent in seinem Schlußwort noch einmal zur Beherzigung des Gesagten aufforderte, gab der Versammlungsleiter bekannt, daß in nächster Zeit A e r z t e v o r-

Mitglieder! Verbandsleiterinnen!
lest die Berichte aus anderen Städten.
Jede Ortsgruppe wird daraus etwas
für sich profitieren!

Berichte aus den Ortsgruppen.

Berlin. Am Sonntag, den 12. September, fand eine Diensthofenversammlung in „Dräfels Festjalen“ statt. Der Besuch war recht gut; viele Arbeiter waren erschienen und bekundeten ihr Interesse an den Bestrebungen des Verbandes. Fräulein Rosenstock, die zwei Jahre lang

träge gehalten werden sollen, um auch nach dieser Richtung Wissen und Aufklärung unter die Mitglieder zu tragen. Eine größere Anzahl von Mitgliederaufnahmen war das Resultat der gut verlaufenen Versammlung.

Frankfurt a. M. Der Verband der Hausangestellten hielt am Sonntag, den 12. September 1909, im großen Saal des Gewerkschaftshauses eine gut besuchte Versammlung ab, in der Frau Rudolph über das Thema: „Wo bleiben die Diensthöten während der Reisezeit?“ referierte. Sie führte aus, daß mit herannahendem Sommer alles, was sich erholungsbedürftig dünkt und über den nötigen Geldbeutel verfügt, aus den staubigen dumpfen Städten eilt, um in frischer, reiner Luft neue Kräfte zu sammeln. Diejenigen aber, die die Erholung am nötigsten hätten, die Arbeiter und Arbeiterinnen, müssen darauf verzichten, sie können keine Reisen machen. Unter ihnen sind es besonders die Diensthöten, die das ganze Jahr für das Wohagen anderer sorgen, die die wenigste Ausspannung haben. Morgens die ersten auf, abends die letzten im Bett, leiden sie unter einer unbegrenzten Arbeitszeit. Es gibt kein Gesetz, das der schrankenlosen Ausbeutung Einhalt gebietet. Wird das Dienstmädchen von der Herrschaft mit ins Bad genommen, hat es oft die doppelte Arbeit, wird es während der Abwesenheit derselben zu den Eltern oder Verwandten geschickt, fällt es diesen zur Last, weil es gewöhnlich keine oder nur geringe Entschädigung bekommt. Läßt man die Hausangestellte in der Wohnung der Herrschaft zurück, wird dafür gesorgt, daß sie keine Langeweile bekommt, wenn sie nicht gar, wie es oft geschieht, bei Freunden oder Verwandten der Herrschaft auszuhalten muß. Schließlich wird oft vor der Reise ein Streit vom Zaun gebrochen und das Mädchen, das lange zur Zufriedenheit gedient hat, kurzer Hand entlassen, um der Verpflichtung ledig zu sein. Den besten Beweis dafür bietet der große Andrang auf den Stellenvermittlungsbüros nach der Ferienzeit. Da sei die oft beklagte „Diensthötennot“ kein Wunder. Alle diese Mißstände müssen beseitigt werden, vor allem muß eine geregelte Arbeitszeit eingeführt werden, damit der schrankenlosen Ausbeutung ein Ziel gesetzt werde. Frau Rudolph forderte die Anwesenden auf, einmütig zusammenzuhalten und sich in der Organisation zusammenzuschließen. — In der Diskussion, die sich sehr lebhaft gestaltete, schilderten verschiedene Mädchen ihre Leiden. Die eine wurde wegen der Abreise der Herrschaft entlassen, trotzdem sie die Stellung schon lange Zeit inne hatte. Einer anderen waren wegen treuer Dienste erst 14, dann 8 Tage Ferien zugewilligt worden, die sie bei ihren Eltern in Bayern verleben wollte. Schließlich aber erhielt sie nur 5 Tage mit der Bedingung, 15 Liter Heidelbeeren während der Zeit für die Herrschaft zu sammeln. Da dies dem Mädchen in der kurzen Zeit nicht möglich war, kaufte sie für zwei Mark dazu, wovon sie ihrer Dame bei ihrer Rückkehr Mitteilung machte. Diese nahm davon Notiz mit dem Bemerkten: „Geld n ä h m e s i e j a d o c h k e i n e s v o n i h r.“ Bald darauf wurde das Mädchen aber ständig schikaniert und ihm die 5 Tage Ferien so oft vorgeworfen, bis es kündigte. Fr. Bernhardt, die schon eine 40jährige Erfahrung hinter sich hat, betonte, daß sie schon seit 20 Jahren den lebhaften Wunsch nach Aufklärung unter ihren Kolleginnen hat. Nur der Zusammenhalt könne Besserung schaffen. Was wir ernstlich wollen, das können wir auch. Was einem Dienstmädchen alles geboten werde, habe sie erst kürzlich erfahren. Sie sei 1½ Jahre als Köchin in der Privatklinik von Dr. Rehn-Sippel, Eichersheimerlandstraße, beschäftigt gewesen. Plötzlich wird sie zu der Verwalterin, die ihr nicht grün war, gerufen, und diese kündigt ihr an, daß sie wegen Diebstahls sofort entlassen sei, indem sie ihr den Lohn bis zu dem Tage auf den Tisch legt. Fr. Bernhardt, die in Arbeit und Ehren ergraut ist, ist sprachlos und fordert Aufklärung. Da erfährt sie denn, daß man vor 3 Wochen in ihrem Zimmer, das sie nicht einmal allein bewohnt und das den ganzen Tag offen steht, eine Brosche gefunden habe, die sie der Verwalterin aus der Manjarde (trotzdem jene ein gutes Zimmer mit verschließbaren Möbeln für ihre Wertgegenstände entwendet hätte. Es soll sich um eine alte rostige Brosche handeln, die Fr. Bernhardt nie gesehen hat. Eine derartige, ungeheuerliche Anschuldigung wagt man einer unbescholtenen 62jährigen Hausangestellten zu bieten. Man hat sie in keiner Weise des Diebstahls überführt, man kann ihr gar nichts nachweisen und hat drei Wochen erwartet — bis man sich eine neue Kraft sichern konnte — ehe man sie überhaupt von dem Verdacht in Kenntnis setzte. Natürlich hat sie Klage erhoben. Ferner klagte sie darüber, daß die Herrschaften oft die Sitten gut erzogener Mädchen verderben, indem sie sie zum Lügen anhalten, um sich vor Besuchern oder Gläubigern verleugnen zu lassen. Weigert sich ein Mädchen gegen solche Zumutung, ist es in den Augen der Herrschaft frech und unverschämte. Ein weiteres Mitglied klagte über mangelhaftes Essen, selbst das Brot werde vorge schnitten, die Butter sei im Schlafzimmer eingeschlossen und das Mädchen, das früh um 46 Uhr aufstehen müsse, leide den größten Hunger. Als es der Herrschaft kündigte und ihr mitteilte, daß es in unser Büro gehen wolle, wurde dem Mädchen die größte Beschimpfung zuteil. „Also so eine sind Sie, Sie können gleich gehen!“ Eine andere, die bei einer Herrschaft in der Hansa-Allee war, klagte ebenfalls über knappes Essen. Das zugeschnittene Brot wurde ihr sogar von den Kindern wieder abgebetzelt. Des Morgens mußte sich das Mädchen den Kaffeesatz vom Nachmittag vorher aufkochen. Jede Minute des Tages war eingeteilt, selbst das Klosett wurde abgeschlossen und durfte erst um 10 Uhr, wenn die Dame aufstand, von dem Mädchen benutzt werden. Dabei war aber der Herr so liebenswürdig, daß das Mädchen schleunigst das Weite suchen mußte. Ein organisierter Väter, der Bröthen austrägt, bemerkte, daß selbst in Hotels, wo Hunderte von Bröthen geliefert werden, mitunter die Mädchen Hunger leiden müssen. Es sei alles abgezählt und wenn, wie kürzlich, ein Mädchen eins für sich nähme, sei der größte Krach fertig. Die Unfreiheit, in der die Mädchen leben, schilderte er daran, daß sie zusammenfahren, wenn bei einem Gespräch mit ihm nur eine Tür knarrt. An den Erfolgen der organisierten Arbeiterschaft zeigte er den Mädchen, was sie durch Zusammenschluß erreichen können. Frau Rudolph wies in ihrem Schlußwort noch

auf die Arbeiterbibliothek hin, deren Benutzung sie empfahl, sowie auf die Kämpfe der schwedischen Arbeiterschaft. Sie richtete einen Appell an die Versammlung, die mutigen Kämpfer zu unterstützen, der den Erfolg hatte, daß 25,60 Mk. auf zwei Listen gesammelt wurden, die im Nu gefüllt waren. Ihrer Aufforderung, dem Verein beizutreten, kamen 12 der Anwesenden nach. — Die nächste Versammlung findet am 3. Oktober statt. M. Rudolph.

Hamburg. Mitgliederversammlung am 9. September im Gewerkschaftshaus. In dieser Versammlung war unsere Zentralvorsitzende Ida Vaar aus Berlin zugegen. Fr. Kuhlmann gab die Abrechnung vom Vergnügen. Das Fest in Billwärder brachte einen Ueberschuß von 17,85 Mk., der Sommernachtsball von 70,83 Mk. Der Kommission wird Entlastung erteilt. Fr. Vaar begrüßt die Hamburger Kolleginnen und spricht ihre Freude aus, Gelegenheit zu haben, das Verbandsleben in Hamburg kennen zu lernen. Sie wies darauf hin, wie es alle mit Freude erfüllen muß, zu wissen, daß sie nicht mehr verlassen und allein stehen, sondern daß Tausende von Hausangestellten in Deutschland mit ihnen fühlen und denken. Sie forderte zu eifriger Agitation für den Verband auf. (Beifall.) Darauf sprach Frau Baumann über das Thema: „Der Fortschritt in der Technik in der Hauswirtschaft“. Frau B. zeigte, wie dieser nicht einzelnen Menschen zu verdanken sei, sondern aus den verschiedenen Zeitperioden hervorgehe. Im ländlichen Haushalte sei es anders, als im städtischen, weil im ländlichen noch heute vieles selbst hergestellt werde, wogegen im städtischen die Fleischwaren, Konserven usw. aus großen Fabriken bezogen werden. Den größten Vorteil von der fortgeschrittenen Technik haben aber jene, die wirtschaftlich am besten gestellt sind. Wogegen Arbeiterfamilien sich oft in ihrer Hauswirtschaft mit sehr einfachen Einrichtungen behelfen müssen. Ein Fortschritt ist das Einküchenhaus, wodurch die Technik manche angenehme Einrichtung in der Hauswirtschaft geschaffen hat. Das aber kommt wiederum nur einem kleinen Kreis von Familien zugute und nicht der gesamten Menschheit. (Beifall.)

Als zweiter Punkt der Tagesordnung war der Antrag der Frau Brandenburg auf Dispensierung angesetzt. Die Vorsitzende, Frau Kähler, verlas den Beschluß des Vorstandes, der dahin ging, bei Bedarf einer weiteren Angestellten im April n. J. zunächst Frau Brandenburg zu berücksichtigen. Nach kurzer Diskussion erlebte sich diese Angelegenheit dadurch, daß Frau Brandenburg erklärte, auf die Wiederanstellung im April zu verzichten. Es wurde noch darauf hingewiesen, daß der Kartellbericht in der nächsten Mitgliederversammlung gegeben werden solle. Die Berichterstattung wurde Frau Mangels übertragen.

Die Telephonnummer unseres Stellennachweises ist: Amt 5, 3311. Sg. de Haas.

Hannover. Daß die schlechte Beföstigung unter den Diensthöten noch immer eine der lebhaftesten Klagen ist, wird selbst von seiten der Herrschaften in unserem Stellennachweis nicht mehr bestritten. Kürzlich holten sich Eltern wiederum einmal Auskunft darüber, was dagegen zu machen sei, da sie ihre Tochter nur unter der Bedingung guter Behandlung und Beföstigung vermietet haben, was leider aber nicht eintraf. Da das Mädchen in der Adelheidsstraße bedienstet war, so stand ohne Zweifel fest, daß es sich nur um eine bestimmte Hausnummer handeln konnte. Trotzdem wir selbst noch kein Mädchen nach dorthin vermittelt haben, sind schon sehr viele Klagen in unserm Stellennachweis laut geworden. Es sei bemerkt, daß wir uns nicht auf Auslagen eines Mädchens beschränken. Alle lauten übereinstimmend dahin, daß die Beföstigung eine ganz minderwertige sei. Ähnlich wie in den Kasernen der dicken Reis mit dem Ausdruck „Blauer Heinrich“ bezeichnet wird, kann daselbe auch hier gelten, denn die Dame tocht den dicken Reis ganz nach neuestem Muster, und zwar mit — Wasser. Scheinbar ist die Dame ein Gast derjenigen bürgerlichen Frauenversammlung gewesen, in welcher Frau Baurat Bahnsen Hirsebrei und Wasseruppe als beförmlichste Kost für Diensthöten empfahl, was gleichzeitig zur „Bekämpfung der Bleichsucht“ dienen sollte. Bedauerlich ist es, daß die bürgerliche Stellenvermittlung, Goethestraße 12, sowie der städtische Arbeitsnachweis nach solchen Häusern Mädchen vermittelt. Statt den stellensuchenden Mädchen die Wahrheit zu sagen, werden ihnen solche Herrschaften noch als liebe und prächtige Leute geschildert. Pflicht aller Kolleginnen ist es, nur mehr denn je für unsere Organisation zu arbeiten, zu agitieren und immer neue Mitglieder zu werben. Erst dann wird es uns möglich sein, derartige Mißstände zu beseitigen und den Hausangestelltenberuf angenehmer zu machen.

Unser nächstes Langkränzchen findet am Sonntag, den 17. Oktober, im „König von Hannover“, Gildesheimerstr. 11, statt. Die Mitgliederversammlung am 20. desselben Monats. Kolleginnen! Sorgt für guten Besuch! R. S.

Kiel. Am 2. September fand unsere Mitgliederversammlung statt. Als Nebstforin wurde Frau Richers gewählt. Die Abrechnung vom Vergnügen ergab einen Ueberschuß von 5,15 Mk. Darauf wurde von einer Kollegin erwähnt, daß die Mädchen des Gewerkschaftshauses nicht organisiert seien. Unsere Vorsitzende versprach, Nachfrage zu halten. Zum Schluß bereitete uns die Vorsitzende noch eine vergnügte halbe Stunde durch das Vorlesen einiger plattdeutscher Gedichte. Gleichzeitig weisen wir an dieser Stelle nochmals darauf hin, daß unser Stiftungsfest nicht, wie zuerst beschloffen, im Gewerkschaftshause stattfindet, sondern am 9. Oktober im „Glyfium“. Wir bitten unsere Mitglieder, recht zahlreich zu erscheinen, Einführungen von Kolleginnen und Bekannten sind erwünscht. Berta Hamer.

Lübeck. Am Sonntag, den 29. August, fand bei sehr günstigem Wetter ein Ausflug nach Carlsdorf statt. Leider war die Beteiligung nur schwach. Die Teilnehmerinnen amüsierten sich durch Reifenspiel und andere Spiele, alle wurden von dieser Tour eine schöne Erinnerung behalten. — Die Mitglieder des Verbandes, welche zum 1. November

Stellung suchen, werden ganz besonders darauf hingewiesen, sich **nur an ihren eigenen Stellennachweis** zu wenden. Dieser befindet sich in der Johannisstraße 48 part. und ist von 4—6 Uhr nachmittags geöffnet.
H. Krause.

Stuttgart. In der Mitgliederversammlung vom 19. September 1909 hielt Herr Schumacher, Parteivorstand, einen Vortrag über: „Die Entwicklung von Stuttgart und Cannstatt“. In interessanter Weise wußte der Referent den Anwesenden vor Augen zu führen, wie klein die Anfänge ihrer engeren Heimat waren; er schilderte in spannender Weise die damaligen Zeitläufte; vergewärtigte den Anwesenden an der Hand alter Ueberlieferungen, wie diese und jene Straße, dieser oder jener Platz in früherer Zeit diesen und jenen Berichtigungen diene. Erzählte von alten Gebäulichkeiten, die (leider wenig) heute noch stehen als Wahrzeichen früherer Vorkommnisse. Gespannt lauschten die Anwesenden diesem Stück alter Geschichte und atmeten wieder auf, wenn der Vortragende mit einer „grausigen Geschichte“, wie sie in damaliger Zeit an der Tagesordnung waren, schloß und sie eventuell zu einem guten Ende führte. Durch großen Beifall drückten die Anwesenden dem Referenten ihren Dank aus.

Hr. Ruff erzählte einiges über das Schaefchirz und Bestick, welches manches Mädchen zur Benutzung habe; sie schilderte Fälle von elender Kost und Behandlung und führte den Mädchen dadurch vor Augen, daß sie alle Ursache hätten, unserem Verband, der allein und stetig ihre Interessen vertrete, beizutreten und treu zu ihm zu halten, denn nur ein starker Verband habe Macht und flöße Achtung ein. Die Vorsitzende, Frau Vorhölzer, sprach ihre Bewunderung darüber aus, daß von seiten der Mädchen keine Klagen einkiefen und sie wisse doch aus Erfahrung, daß Stuttgart kein Paradies für Dienstmädchen sei. Die Mädchen müssen aus ihrer Zurückhaltung heraus, müssen ihre Scheu und Angst vor dem Gelbsack abschütteln und mutig und unerschrocken für bessere Verhältnisse im Dienstverhältnis eintreten. Nur dann sei es möglich, daß wir in Stuttgart, wie auch in anderen Städten unseren Vertrag durchdrücken können, durch welchen den Mädchen höherer Lohn, geregelte Arbeitszeit, bessere Behandlung und Kost und öftere und längere Erholungspausen und freie Zeit zuteil wird. Mit diesem Appell an die Mädchen schloß der ernste Teil der Versammlung und der heitere gönnte ihnen durch Lieder und Taschenspielerkünste noch eine frohe Spanne Zeit. L. M.

Wegen frechen Betragens entlassen.

Eine Dienstbotengeschichte von Paul John.

(Nachdruck verboten.)

Marie war die Tochter eines Kätters in Westpreußen. Als sie die Schule verließ, arbeitete sie zunächst ein paar Jahre auf dem benachbarten Gute. Dann aber zog es sie nach Berlin. Sie wollte ihr Leben nicht als „Scharwerkerin“ beschließen; wer aber von den neun Schwestern einmal beim Ableben der Eltern die alte Kasse übernehmen würde, das galt noch keineswegs als ausgemacht.

Marie ließ sich zwei Jahre hintereinander für die Rübenenernte in einer ostpreussischen Zuckersfabrik anwerben, obgleich Erfahren ihre die Schwere dieser Arbeit schilderten und der Pfarrer nicht unterließ, sie auf die sittlichen Gefahren bei dieser Tätigkeit aufmerksam zu machen. Daß das junge Ding der schweren Arbeit gewachsen war, verdankte es neben seiner starken Konstitution vor allen Dingen dem Bewußtsein, daß keine andere Arbeit in derselben kurzen Zeit einen Gewinn brachte, der die Reise nach Berlin ermöglichte.

Als sie dann das zweitemal „aus den Rüben“ zurückkehrte und auch den Verdienst aus dem Vorjahre auf der Sparbank abgehoben hatte, trat sie in einer für westpreussische Begriffe geradezu glänzenden Ausrüstung und mit einigen ersparten Mark die Reise nach der Märchenstadt an.

Auf dem Mietskontor rissen sich die feinen Damen um das dralle Ding, und Marie hatte den Triumph, rascher als sie gedacht, einen Dienst als „Mädchen für alles“ bei einer „Frau Kommissionsrat“ zu finden.

Mit dem Feuereifer, der sie bei der Arbeit stets ausgezeichnet hatte, machte sich Marie auch an ihre neue Tätigkeit.

Aber schon der erste Tag wollte nicht schließen, ohne daß ein bitterer Wermutstropfen in ihren Freudenkelch gefallen wäre.

Am Abend, nachdem die Herrschaft in dem prachtvollen Speisezimmer gegessen hatte, schnitt ihr die „Gnädige“ zwei belegte Butterbrote und schloß dann mit einem energischen Ruck den Speiseschrank. Darauf wies sie dem Mädchen ihre Lagerstätte und rauschte mit ihrem klappernden Schlüsselbunde davon.

Nun war Marie allein.

So feine Butterbrote hatte sie daheim nicht gehabt. Eins war mit Schinken belegt und eins mit einem pikanten Käse, den sie noch nicht kannte. Aber zu Hause hatten Vater, Mutter und alle Geschwister mit am Tisch gegessen, und auf dem Gute und in der Rübenenernte waren es gleichalterige Arbeitsgenossen, die das durchaus nicht lukullische Mahl mit ihren Scherzen würzten. Hier fühlte sie sich als die Ausgestoßene. Zum erstenmal

kam ihr die trennende Schranke zum Bewußtsein, die — nur von ihr noch unbemerkt — im Grunde doch schon immer zwischen ihr und den Besitzenden aufgerichtet war. Daß man aber so deutlich sichtbar diese Schranke vor ihr aufrichtete und ihr flarmachte, daß der Dienenden ein anderer Platz gebühre als der Herrschaft, schmerzte sie doch.

Es war aber nicht das allein, was eine herbe Bitterkeit in ihr hervorrief. Wohl war es oft genug in ihrer Heimatshütte vorgekommen, daß Schmalhans Küchenmeister war; aber solange etwas vorhanden gewesen, hatte jeder gegessen, bis der Hunger gestillt war — nie hatte man ihr etwas abgeteilt. Hier jedoch herrschte Ueberfluß, und dennoch verschloß man vor ihr — vor ehrlicher Leute Kind! — den Schrank und teilte ihr das Essen zu.

Marie weinte sich an diesem Abend satt, und als sie sich in ihr schmales Bett legte, blieben die schönen Butterbrote, ein stummer, aber deutlicher Protest gegen die unwürdige Behandlung, unberührt liegen.

Im übrigen fand sich das Mädchen mehr und mehr in seinen neuen Wirkungskreis hinein; als Marie die abendliche Einsamkeit an einem der nächsten Abende bemerzte, um über ihren neuen Dienst und das eigene Befinden einen Bericht an die Mutter zu erstatten, lautete er verhältnismäßig günstig.

Am anderen Morgen war sie gewohnheitsmäßig in der Küche tätig, da fiel ihr auf dem Küchenschranke ein blankes Fünzigpfennigstück in die Augen. Sie schob es beim Staubwischen zur Seite und ging ihrer Beschäftigung weiter nach.

Das Geld konnte nur die „Gnädige“ versehenlich dort liegen gelassen haben; obgleich diese jedoch wiederholt in der Küche erschien, nahm sie von dem Geldstück keine Notiz. Marie räumte das Schlafzimmer auf, bohrte den Salon, holte ein, aber noch immer lag das Geldstück in der Küche.

Als schließlich am Abend die „Gnädige“ zum letztenmal die Küche verließ, ohne scheinbar das Geld zu bemerken, wagte das irritierte Mädchen es endlich, sie darauf aufmerksam zu machen. Erleichtert atmete Marie auf, als nun die Frau Kommissionsrat endlich das Geldstück an sich nahm.

Nach Art der einfachen Leute, die ihre Briefe mit allen möglichen wichtigen und unwichtigen Dingen zu füllen pflegen, fügte sie ihrem noch unvollendeten Briefe eine Mitteilung über das merkwürdige Fünzigpfennigstück hinzu und schloß: „Das Wetter ist sehr schön und hoffe ich von Euch dasselbe. Viele Grüße von Deiner lieben Tochter Marie.“

Am Dienstag in aller Frühe kam ein Brief an Fräulein Marie Lehmann an, der der Mutter einen ganzen Sonntagnachmittag und viele Tränen der Rührung und des Stolzes über ihre Tochter in Berlin gekostet hatte. Der pastorale Stil der frommen Ermahnungen, die sich durch das krause Durcheinander der tatsächlichen Mitteilungen hingen, war wohl aus der Vormittagspredigt in den Brief an die Tochter übergegangen. Dabei hatte die Mutter auch die sonderbare Fünzigpfennigfache erwähnt. Sie hielt es für selbstverständlich, daß ihre Tochter sich nichts aneignen würde, was ihr nicht gehörte. Gleichzeitig aber sprach sie auch die Vermutung aus, daß die Frau Kommissionsrat das Geld absichtlich hingelegt habe, um die Tochter auf ihre Ehrlichkeit zu prüfen. Für den Fall der Wiederholung solcher Proben empfahl die Mutter ihr einige Verhaltensmaßregeln, die Marie sich sofort einprägte.

Gewiß hatte die Mutter recht! Das alles paßte ganz zu dem Charakter der „Gnädigen“, die ja im Anfang sogar das letzte Stückchen Brot vor ihrem Dienstmädchen verschlossen hatte. Der erste Abend kam dem Mädchen ins Gedächtnis, und in der sonst so Schüchternen reifte der Entschluß, jede zukünftige Verdächtigung und Entwürdigung zurückzuweisen. Die Gelegenheit dazu sollte bald kommen.

Schon am Tage nach der Ankunft des Briefes fand Marie beim Abstäuben im Speisezimmer auf dem Büfett abermals ein Fünzigpfennigstück.

Erregt nahm das Mädchen das Geld und warf es in eine entfernte Ecke, wo es abprallte und gerade über den Fußboden hin nach der Tür rollte, in der gerade in diesem Augenblick die „Gnädige“ erschien.

„Was geht denn hier vor?“ entfuhr es empört dem Munde der Frau Kommissionsrat, als sie ihr Dienstmädchen zorngerötet und in halber Kampfstellung erblickte.

Einen Augenblick schien die Bestürzung in dieser den Zorn unterdrücken zu wollen; dann jedoch faßte sie sich, trat auf die Herrin zu, und nun kamen die Worte, die aus dem mütterlichen Briefe in ihr haften geblieben waren.

„Gnädige Frau“, begann das Mädchen. „Ich bin aus einem anständigen, ehrlichen Hause. Ich brauche es mir nicht gefallen zu lassen, daß man meine Ehrlichkeit auf solche Weise“ — hier stieß sie mit dem Fuße den Fünzigpfennig weiter — „auf die Probe stellt!“

„Was . . . was . . . wollen Sie damit sagen, Marie?“ stammelte, abwechselnd rot und blaß, die „Gnädige“.

„Daß Sie dieses Geld absichtlich hierhergelegt haben, um mich zu prüfen.“

Die durch den Zorn wachgerufene Energie löste sich nun in Weinen auf. Auch die „Gnädige“ verlor die gewohnte Sicherheit.

„Aber wie kommen Sie denn zu einer solchen Annahme, Marie?“

„Meine Mutter hat mir geschrieben, daß in einem ordentlichen Haushalt das Geld nicht herumliegt. Aber viele Herrschaften legen das Geld hin, um ihre Dienstmädchen zu prüfen . . . Aber . . . aber . . . und ich sollte Ihnen bloß sagen: Wenn ich wieder Geld finde, dann gehört es mir!“

So, nun war's heraus. Aber auch der Zorn war veräuscht und der letzte Mut dahingeschmolzen; Marie ließ ihre „Gnädige“ einfach stehen und rettete sich in die Küche, wo sie ungehindert ihren Tränen freien Lauf ließ.

Als sie das weidlich getan hatte und zur Fortsetzung ihrer Arbeit das Speisezimmer wieder aufsuchte, war mit der „Gnädigen“ auch das Geld verschwunden.

Nach diesem Vorfall gingen die Frau Kommissionsrat und ihr Dienstmädchen einander mehrere Tage lang aus dem Wege. Obgleich die gebildete Dame nicht recht begriff, wie sich ein Mädchen aus dem Volke, das noch dazu auf dem Lande seine Erziehung genossen hatte, durch diesen am Kaffeetisch so oft weiter empfohlenen Trick einer „praktischen Hausfrau“ verletzt fühlen konnte, war ihr die Sache doch peinlich. Noch unangenehmer wurde es ihr, als sie ungeschickterweise kaum acht Tage nach diesem Vorfall ihr niedliches Muschelportemonnaie von dem Nachttischchen stieß, auf das sie es während der Nacht zu legen pflegte. Das Dingelchen sprang auf und sein Inhalt rollte nach allen Richtungen auseinander. Sie suchte die Geldstücke mit der größten Aufmerksamkeit wieder zusammen, war aber doch nicht sicher, daß sie alle wiedergefunden habe.

Nun wäre es gewiß das einfachste und richtigste gewesen, dem Mädchen von dieser Tatsache Mitteilung zu machen. Daran hinderte jedoch die „Gnädige“ sowohl die noch immer nicht völlig beseitigte Spannung, als auch der Stolz, der sich nicht darin finden konnte, daß die mit der ganzen Bildung einer „höheren Tochter“ ausgerüstete Frau von einem einfachen Landmädchen eine Zurechtweisung erhalten hatte. Schließlich hoffte die Frau Kommissionsrat, im Hinblick auf die letzte Neußerung des Mädchens in diesem Falle geradezu, was sie erst gefürchtet hatte, daß nämlich Marie, wenn sie Geld finden sollte, es einfach einstecken werde. So beruhigte sie sich, und sie konnte dies um so mehr, als sie wirklich mehrere Tage von der Sache nichts hörte.

Es war schon ein halber Monat darüber hingegangen, seit Marie den neuen Dienst angetreten hatte, und alles schien im rechten Gleise. Das Ehepaar saß gemütlich an der Frühstückstafel, während das Mädchen in einem entfernteren Teile der Wohnung noch mit der Reinigung beschäftigt war. Die verdauungsfördernde Unterhaltung des Ehepaares hatte sich von dem anregenden Thema „das neue Mädchen“ längst wieder anderen Gesprächsstoffen zugewandt; die guten Freunde, getreuen Nachbarn und dergleichen traten wieder in ihr altes Recht. . . .

Plötzlich wird draußen eine Tür zugeworfen; schnelle, polternde Schritte neben dem Speisezimmer, und vor den erstaunten Augen der beiden Gatten erscheint Marie. Die Füße stecken in soliden Holzpantinen, die Röcke sind fast bis an die Knie aufgeschürzt und die Ärmel in die Höhe gestreift, so daß die wassertriefenden dicken roten Ärmel sichtbar werden.

Eine tiefe Röte steht in ihrem Gesicht.

„Ich wollt' man bloß sagen, Madame, daß ich den Fünfsziger richtig gefunden habe; diesmal ist er aber meiner!“

Der Eheherr fährt empört vom Sofa in die Höhe. „Was das für ein Ton sei?“

„Ein Ton, wie er sich in einem Hause gehöre, in dem man ein anständiges Mädchen wie eine Spitzbübchen behandle.“

Ein Wort gibt das andere, und schließlich entfinnen sich beide Parteien fast zu gleicher Zeit, daß heute der Termin für eine Kündigung sei. Zudem sie auseinandergehen, tut es jeder Teil mit dem triumphierenden Bewußtsein, daß er dem anderen mit der Kündigung zuvorgekommen sei.

Als am darauffolgenden Ersten Marias wenige Kaffeligkeiten auf einer Droschke verladen waren, atmeten beide Parteien auf, denn die Kündigungsfrist war keineswegs zu einer Zeit guten Einvernehmens und gegenseitiger Wertschätzung geworden.

Nur noch einmal, kurz vor der Abfahrt, wurde das Mädchen in das Zimmer des Herrn Kommissionsrats gerufen, um dort ihr Dienstbuch in Empfang zu nehmen. Der Herr benutzte die Gelegenheit, ihr noch eine Standrede darüber zu halten, wie sie

durch ihr „ungerechtfertigtes“ und „unanständiges“ Benehmen einen Dienst verloren habe, nach dem sie sich noch nach Jahren zurücksehnen werde. Mit dem Wunsche, daß es sich bessern und seiner nächsten Herrschaft mehr Freude bereiten möge, entließ er das Mädchen.

Der feierlichen Miene des Herrn Kommissionsrats gegenüber hatte Marie es nicht gewagt, gegen die von ihm vorgebrachten Beschuldigungen zu protestieren; sie nahm stillschweigend ihr Buch an sich, um sich mit demselben zu entfernen.

Welche Ueberraschung aber ward ihr zuteil, als sie nach dem Verlassen der Wohnung einen Blick in das Dienstbuch und auf ihr erstes Zeugnis warf.

„Wegen frechen Betragens entlassen“, las sie.

„Freches Betragen.“ So also nannte ihre Herrschaft den Kampf gegen die ihr zugefügte Beleidigung, der — wenn sie auch selbst das eine oder das andere Mal die zulässige Form nicht innegehalten haben sollte — im Grunde ihr doch von der Herrschaft aufgezwungen worden war. Welche Törrin war sie doch gewesen, sie, die noch vor wenigen Tagen geglaubt hatte, als Siegerin aus dem Kampfe hervorgegangen zu sein; jetzt mußte sie es sich selbst gestehen, sie war die Besiegte!

Gewiß, sie war im Recht; aber sie hatte nicht die Macht, diesem Rechte Geltung zu verschaffen. Die Macht besaß die Herrschaft, und diese benutzte sie, um das berechnete Sträuben gegen die Verletzung ihres Ehrgefühls als „freches Betragen“ zu brandmarken.

Ein Ruck, ein Riß, und das Buch, das die Zensur enthielt, lag verächtet am Boden. Das schlechte Zeugnis war aus der Welt geschafft, die schlimme Erfahrung nicht.

Als kurze Zeit darauf die Frau Kommissionsrat einer Freundin gegenüber Klage führte, daß so viel unbemittelte Mädchen es vorziehen, eine Fabrik aufzusuchen, statt den viel angenehmeren Beruf eines Dienstmädchens zu wählen, wußte sie noch nicht einmal, daß die große Masse dieser „Törrichten“ sich um eine vermehrt hatte: um ihr früheres Dienstmädchen Marie!

Zur Beachtung für Berliner Mitglieder!

Alle Anzeigen von Verbands-Veranstaltungen sind in der Zeitung unter Anzeigen zu finden, wenn kein Flugblatt beiliegt.

Mitglieder, die von Oktober ab eine
neue Adresse

haben, und Mitglieder, die durch den Arbeitsnachweis, Lankstraße 11, Stellung erhalten haben, werden gebeten, die neue Adresse stets unserem Büro, Michaelkirchplatz 1, II, mitzuteilen.

Extrabeiträge gingen ein: A. M. 1 Mk., A. T. 1 Mk., J. Sch. 1 Mk.
Dankend quittiert Amalie Arndt.

Eingegangene Druckschriften.

Deutscher Transportarbeiterverband, Protokoll des 6. Verbandstages in München im Juni 1909.

Verband der Bergarbeiter Deutschlands, Protokoll der 18. Generalversammlung in Eisenach 1909.

Verband der Steinseher usw. Deutschlands pro 1908.

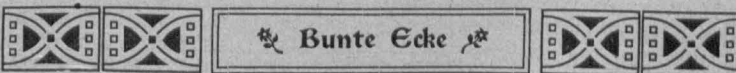
Mitteilungen der Berliner Elektrizitätswerke, Jahrgang 5, September 1909, Nr. 9.

In Freien Stunden. Romane und Erzählungen für das arbeitende Volk. Heft 10 Pf. Buchhandlung Vorwärts, Berlin, Lindenstraße 69.

Sozialistische Theaterstücke. „Assessor Schneidigs Abenteuer“ und „Im Kampf ums Dasein“ von Mübezahl. Verlag Vorwärts.

Kirche, Religion und Sozialdemokratie von Pastor Emil Feldens-Bremen. Verlag G. Vief u. Co. m. b. G., München.

Freie Hochschule Berlin. Programm für das Herbstquartal.
Arbeiter-Jugend mit Beilage.



Bunte Ecke

Katechisation.

Lehrer: Bedenk', o Kind! woher sind diese Gaben?

Du kannst nichts von dir selber haben.

Kind: Ei! alles hab' ich vom Papa.

Lehrer: Und der, woher hat's der?

Kind: Vom Großpapa.

Lehrer: Nicht doch! Woher hat's denn der Großpapa bekommen?

Kind: Der hat's genommen.

